

(Nachdruck verboten.)

26]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Lenz erinnerte sich eines Falles, der sich vor vielen Jahren in der Umgegend ereignet hatte.

Ein Jagdgehilfe war abgestürzt. Man fand ihn tot in einem steilen Graben. Ein schmaler Steg, welcher in schwindelnder Höhe oberhalb denselben überbrückte, war durchgebrochen.

Das fiel auf. Der Steg war noch nicht alt und fest gebaut. Nähere Untersuchung ergab, daß die zwei Träger durchgesägt waren.

Nach langen Bemühungen gelang es der Behörde, den Thäter zu ermitteln. Die gemeinsame Geliebte führte auf die Spur, Eifersucht war das Motiv.

Das war einfach dumm angestellt, man durchsägt die Träger nicht, sondern bricht sie auf irgend eine Weise. Außerdem schwächt man nicht so dumm mit einem Weibsbild, wie der Esel es gethan hatte. Aber sonst war die Idee vortrefflich.

Ein Schuß macht Lärm; mißlingt er, ist es noch schlimmer, außerdem — und darauf legte der feige Mensch in seinem verworrenen Moralbegriff einen besonderen Wert — braucht man den Finger nicht zu krümmen, net amal dabei z' sein.

Aber solche Stegl san halt hübsch rar, wo grad ein B'stimmt'r 'nüber geht! Und wenn's a wär, zweimal laßt sich so was net mach'n! Aber a Beispiel wär's, a praktisch's!

Er verfolgte den Achenbacher im Geiste auf allen seinen Wegen. Es war nicht weit, auf die Alm und in den Westerwald. Und was soll da passier'n?

Um „für den Fall“ sein Gewissen wenigstens zur Hälfte zu entlasten, horchte er Urban in vorsichtiger Weise aus, wie er sich dazu stellen würde.

So kam er einmal wieder von der Wildbahn heim. Urban stellte ihn schon längst deshalb nicht mehr zur Rede. Es war ja Mangel an Bargeld.

„Herrgott, heut hat's ma aber bizelt im Zeigfinger. Wen glaubst, hab' i vor der Muck g'habt — den Achenbacher! Den Biehweg is er grad 'runterkemma von sein' Schlag.“

Er beobachtete Urban scharf, und ihm entging nicht das Ausleuchten in seinen Augen.

„Wenn i losdruckt hätt'? Was? Wie? Jetzt wär' all's vorbei.“

„Des wär's a, all's vorbei; wenn i wüßt', daß mein Bruder a Mörder word'n is, grad an ihm! So — hofft ma no alleweil,“ entgegnete Urban.

Lenz machte ein pfißiges Gesicht. „Ah, so meinst das, wenn Du's wüßt'!“ Er betonte scharf das letzte Wort.

Da schlug Urban zornig auf den Tisch. „A Ruah laß ma, Wortverdrehler verdammt!“ und verließ hastig die Stube.

Lenz pfiß leise nach seiner Gewohnheit, wenn er etwas durchschaute.

„Jetzt kenn' i mi aus! Wenn i wüßt'! Er braucht's ja gar net z' wissen.“

Länger wie zwei Monate war der Hof nicht mehr zu halten, dann kam die Gant. Der Achenbacher steckte den Hof ein, und die Lehner können wandern — der Urban, er selber und die Resl!

Wird ihm einfall'n, dem geizigen Alten, dem Flori sein' Will'n z' thuan, eher jagt er den auch aus dem Hause. Und das soll ma ganz ruhig all's abwart'n? Ein Streich nach dem andern? Der schwarze Entschluß war reif in ihm, nur um das Wie handelte es sich noch.

Der Herbst war gekommen. Lorenz hatte im Westerwald einen starken Hieb geführt. Das Bauen kostete Holz und Geld!

Ein mächtiger Haufen entrindeter, in der Sonne bligender Sägprügel war bereits von der Schlagfläche zum sogenannten Schindlgraben gebracht worden, einem mächtigen, steil abfallenden Wassergraben, welcher seit vielen Jahrzehnten zur Holzförderung aus der Höhe des Westerwaldes zu Thal, zum sogenannten „Föllern“, benützt wurde.

Die Unebenheit des Gefälles war teils durch menschliche Nachhilfe, teils durch die Fahrt des Holzes selbst ausgeglichen, so daß der Graben eine glatte, steile Rinne bildete, in welcher die oben abgelassenen glatten Stämme in rasendem Lauf abwärts schossen. Unten am Auslauf befanden sich sinnreiche Hemm- und Fangvorrichtungen, welche weiterer Gewaltthat des herabstürzenden Holzes Einhalt thaten.

Seitwärts im Hochwald stand die Holzhütte des Achenbachers, aus mächtigen Stämmen fest gefügt, für den strengsten Winter gerüstet, von Jugend auf die zweite Heimat des Lorenz, wenn ihm die erste einmal verleidet war, und somit seit einigen Monaten sein Hauptaufenthalt.

Flori kam überhaupt die Woche über nicht nach Hause. Er arbeitete wie ein einfacher Holznecht in Reich' und Glied, so war es immer Sitte bei den Achenbachern.

In dieser Waldeinsamkeit, am heimlichen Herdfeuer, fand nun eine wunderbare Annäherung zwischen Vater und Sohn statt.

Flori horchte begeistert dieser ihm bisher ganz fremden Sprache, welche wie eine Aufforderung klang, auch sein Innerstes bloßzulegen.

Und nachdem einmal der Damm gebrochen war, da strömte es ihm mit Frühlingsgewalt vom Herzen. All die unzähligen Selbstgespräche auf der Alm, auf der Platten, im Stalle, im Bett, im Wald, die ihm bisher hinweggeholfen über die Leere um ihn her, wurden jetzt laut, all die kleinen und großen Leiden seiner Jugend. Und immer wieder flocht sich der Name der Geliebten hinein, in goldenen Buchstaben leuchtend.

Und Lorenz horchte und horchte und blickte in die leuchtenden Augen des Sohnes. In einem plötzlichen, sehnfüchtigen Verlangen fing er an zu begreifen, daß es ein Wiederaufleben gebe im Glück seines Kindes.

Noch bäumten sich die Vorurteile auf: der alte Familienhaß, Bedenken aller Art, der Widerstand Burgls, den er am Ende selbst groß gezogen, Lenz, dieser Gittlerl, den er um keinen Preis als Beigabe nehmen wollte. Dann — wie eine Annäherung herbeiführen? Sollte er selbst dem Urban damit kommen, als Neumütiger? Am Ende noch abgewiesen werden?

Andererseits war keine Zeit zu verlieren. Er wußte am besten, wie es mit dem Lehnerhof stand. Sollte er ihn auf die Gant kommen lassen? Einsteigern, wie es seine Absicht schon lange war? Damit die Erbitterung von neuem nähren und zuletzt Resl doch aufnehmen als Bettlerin, zum Gespött der Leut'?

Jetzt war noch alles gut zu machen. Er fühlte sich zwar noch in vollster Manneskraft, aber — wer blickt nur in die nächste Woche? Und dann — dann! Wenn er einmal so weit war, trieb es ihn raslos umher, und das Blut stieg ihm zu Häupten. Im nächsten Frühjahr muß der Flori zum Militär, und zuvor muß die Sach im reinen sein. Diesen Umstand log er sich dann als letztes und gewichtigstes Motiv selbst vor.

Es war ein Samstag, nach Feierabend, da trat der Achenbacher im Lehnerhof ein, zum erstenmale seit jenem verhängnisvollen Austritt.

Urban war sprachlos vor Erstaunen. Dieser Besuch konnte nur neues Unheil bringen, neue Schmach. Er griff unwillkürlich nach seiner Messertasche, indem er von seinem Sitz aufstand.

Einen Augenblick standen sich beide Männer schweigend, abwartend gegenüber. Es war, als ob der Kampf von neuem ausbrechen sollte, an derselben Stelle.

Urban's Blick schweifte unwillkürlich zur Wand hinüber, an welcher noch immer das Blut Burgls klebte. Er hatte dem Lenz Wort gehalten bis jetzt.

Lorenz brach zuerst das peinliche Schweigen.

„Daß i komm', muß Dir schon sag'n, daß i mit nix Schlimm'n komm'!“

Urban zuckte die Achseln und sah in einer Weise auf Lorenz herab, daß diesem schon wieder der Stamm zu schwellen drohte.

„Das sagt's ma grad net. A Achenbacher hat alleweil no was hint' für an Lehner.“

Lorenz war wohl vorbereitet gekommen, er ließ sich nicht zeigen.

„Na, so hör amal an, was i no hint' hab'. Willst es?“ „Weg'n meiner!“ erwiderte Urban herb, „aber kurz, muas' i bitt'n.“

Er stellte Lorenz widerwillig einen Stuhl zurecht.

Der Achenbacher setzte sich.

„Ganz kurz! I hab's satt, die ewige Feindschaft.“

„Ach!“ Urban lachte hell auf. „Bist krank?“ fragte er dann höhnisch.

„Die Frag möcht' i liab'r an Di stell'n,“ erwiderte Lorenz, die abgemagerte Gestalt, das eingefallene, um zehn Jahre gealterte Antlitz Urbans betrachtend. „Bist grad a nett fett word'n dabei.“

Urban hörte in diesen Worten einen Hohn auf seine Lage.

„Ja, schau, 's is halt net jed'm geb'n, sich z'mäst'n an dem Unglück von an andern!“ sagte er herausfordernd.

Lorenz kaute an seinem Schnurrbart und drehte den Stod in seiner Hand. Doch rasch hatte er sich wieder beruhigt.

„Ach was!“ sagte er mit abwehrender Handbewegung. „Du wirst ma do net leugna woll'n, daß abwärts geht mit Dein' Hof? Ebenso weni wirst behaupt'n woll'n, daß i dran Schuld bin.“

Urban schwieg verdrossen.

„Also! Willst d' Händ' im Schoß auf d' Versteigerung wart'n, auf 'n nächst Besten, der Dei' Seimat um a Pappenstiel ersteigert?“

„Ach, da willst 'naus?“ erwiderte Urban. „Daß 's heißt, jetzt hat er 'n glückli 'nausbracht! Ja, das wär' Dein Tag, das glaub' i! Aber — geb Da kei Müah net, eher kriagt a andrer den Lehnerhof als Du!“

Lorenz ließ ihn ruhig sich austoben, das eben Gesagte einigemal in immer mehr anschwellendem Zorn wiederholen. „Wennst desweg'n komma bist, kannst schon gehn!“ schloß er endlich seinen Ausbruch.

Doch der Achenbacher rührte sich nicht. „Bist ferti? Nacha red' i! Schau, grad 's Gegenteil will i, als Di 'nausbringa, Di derhalt'n auf 'n Hof. Es soll net sein, daß a richtig's guat's Bauerngut wieder amal in Feß'n g'riß'n wird und in alle Wind verstreut. Und um das z'verhüt'n, bin i da.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Schweigsamkeit ist nicht gerade die Tugend der bürgerlichen Presse. Nur wenn sie von ihren inneren Angelegenheiten reden soll, wird sie stumm. Ueber eine Bundesrats-Sitzung wird mehr in die Öffentlichkeit gebracht, als über die wichtigsten inneren Entschlüsse der Inseratentweltmacht. So haben wir auch über die Renovierung des goldenen Fahrstuhls, der zwischen der Pommernbank und dem Berliner Pressklub hin und her glitt, so gut wie nichts erfahren. Nur eine kleine Notiz war zu lesen: Der Pressklub hat seine Fortexistenz, trotz der ungünstigen Lage der Pommernbank, beschlossen, und er habe ferner in Aussicht gestellt, die von dem wegen unerforschlichen Bankenschwindels zur Freiheit verurteilten Bankdirektor Romeid „geliehenen“ 25000 M. zurückzahlen. Dieser heldenhafte Beschluß sei die Folge einer hochdramatischen Ansprache Hermann Sudermanns, des Schaffenden, gewesen. Die für die Rückzahlung notwendige Summe würde durch Sammlung bei den Mitgliedern aufgebracht werden.

Das war alles! Mit einer betwunderungswürdigen Bescheidenheit wurde eine folgenschwere Entscheidung wie ein gesfüßtes Droschkentier behandelt, und doch werden noch künftige Geschlechter singen und sagen von jener großherzigen That der Berliner Presse, die, ohne jede juristische Verpflichtung, bloß aus lumpigen moralischen Erwägungen, in einem Quartalsrausch des Idealismus beschlossen hatte, 25000 M., die sie gar nicht hatte, an einen Menschen zurückzahlen, der nicht einmal für wert befunden worden war, die Würde eines königlich preussischen Untersuchungsgefangenen zu bekleiden.

Man wird uns das Zeugnis ausstellen, daß wir für die Pressklub-Presse nicht gerade schwärmen. Aber wenn einmal eine edle Handlung Anerkennung verdient, so preisen auch wir sie, gleichgültig ob unser Feind sie beging. Gerade wir sind deshalb auch berufen, in voller Objektivität die näheren Umstände des großherzigen Beschlusses des Berliner Pressklubs zu erzählen. Auf die Gefahr hin, daß morgen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ unsre Darstellung für eine lächerliche Sonntagsphantasie erklärt und übermorgen die gesamte Redaktion in Untersuchungshaft gesperrt wird,

wollen wir einige Einzelheiten aus den Verhandlungen des Pressklubs sowie den weiteren Verlauf der Angelegenheit mitteilen.

Erschienen waren von Vertretern der öffentlichen Meinung 24 Kommerzienräte, darunter sechs geheime, ein Schweiglederfabrikant en gros, drei Bankdirektoren (nur geringfügig vorbehaftet, wenn auch mit ziemlich abgeschwächten Armen), zwei Verleger, ein Theaterdirektor, ein Korrespondent des „Universal-Anzeigers“ von Jnowaglaw, ein Sportberichterstatler, der Herausgeber der Handelskorrespondenz „Braune Scheine“, acht Schauspieler, zwei Theateragenten und ein Schriftsteller (Hermann Sudermann). Der Fahrstuhl war mit Blumen prächtig geschmückt. Als der Herausgeber der Korrespondenz „Braune Scheine“ den Lift benutzte, fand er beim Aufsteigen auf seinem Polster einen Tausend-Mark-Schein nebst einer Visitenkarte. Er nahm das Darlehen an sich.

Hermann Sudermann hielt unter großer und wachsender Begeisterung das einleitende Referat. Er sagte u. a.: Wer je auf den Höhen der Menschheit gewandelt, schaffend und schauend (stürmischer Beifall, ein Kommerzienrat wischt sich die Augen, der Schweiglederfabrikant en gros seufzt hingerissen in mühslich-blasse Fernen), der weiß, wie waidwund die Seele wird, wenn ihre heftigsten Regungen von dem Geiser niedriger Verdächtigungen besudelt werden. (Verklärtes Bravo bei den Bankdirektoren). So ist es unsrem Pressklub und insbesondere unsrem teuren Fahrstuhl gegangen. Meine Herren! Das ist die hellagewertete elende Verrohung der Kritik. (Sehr richtig! Sudermann, Hurra, Hurra, Hurra!) Wie ist der wirkliche Hergang der Sache gewesen, so wie er sich in dem geistigen Denken eines reinen, strebenden, großherzigen Menschen unbestechlich darstellt?

Ich kannte Herrn Romeid, den eine gerechte Justiz nunmehr der Freiheit wieder gerettet hat, nur ganz flüchtig. Aber er hatte sofort auf meine schöpferische Phantasie einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Sie wissen es alle von meinem Grafen Trast (ein Bankdirektor ruft entzückt: himmlisch), daß, wer in der bürgerlichen Welt durch redlichen Handel und Wandel es zu einer gewissen Höhe des Einkommens gebracht hat, einen Grad von freier Vorurteilslosigkeit und echt menschlicher Herzengüte — abgesehen von aller geistigen Ueberlegenheit — erringt, wie sonst nirgends in andern Schichten der Gesellschaft beobachtet werden kann. (Alle Anwesenden erheben sich begeistert von den Sigen und überschütten den Redner mit nicht endenwollendem Beifall; ein Geheimer Kommerzienrat wirft ein Couvert, in dem ein Tausendmarkschein durchschimmert). Meine Herren! Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich Ihnen sage, für den unvergeßlichen Helden meines neuen Dramas, bei dem ich jegliche verrohte Kritik ausschließen werde, für Sokrates den Sturmgeißel ist niemand anders mein Vorbild gewesen als Herr Romeid! Was lag also näher, als daß ich, wie wir 25000 Mark zur Schaffung einer Heimstätte edler Geselligkeit und der Pflege idealer Güter brauchten, an Herrn Romeid dachte. Ohne eine Miene zu verziehen, griff er in die Brusttasche und entnahm, wie ein Held aus meiner Poesie, die gewünschte Summe; er fügte nur mit schlicht lächelndem Munde hinzu: Wenn man so schöne Augen hat, wie Sie, Meisterchen, wie sollte ich da widerstehen können! Nehmen Sie die kleine Summe als ein Zeichen, wie sehr ich mich glücklich schätze, den schaffenden Geistern eine Gefälligkeit erweisen zu können. Ist das Ihr letztes Wort, fragte ich. Mein letztes, antwortete er mit lächer, fast tragischer Entschlossenheit. Darauf ging ich, die 25000 M. scherzten holdselig, und saß in meiner Tasche. M. S.! Das ist das ganze Geheimnis! (Zubeinder Applaus.)

Dennoch hat man gewagt, den blanken Ehrenschild unsrer Gesinnung und den Charakter unsres hochherzigen Spenders zu beschmutzen. Verrohte Kreaturen haben den Zweck des Darlehens absichtlich mißverstanden und verdächtigt. (Entrüstungsrufe.) M. S.! So verächtlich dieses Gebahren auch ist, es zwingt uns doch zu Gegenmaßregeln. Wir müssen so hoch und rein dastehen, als Ritter vom Geiste, als Führer des Volkes, daß wir selbst einen Verdacht auf uns nicht sitzen lassen dürfen. In diesem Sinne beantrage ich die sofortige Zurückzahlung des Darlehens, und da wir in der Vereinskasse augenblicklich nichts haben, so werden wir zu diesem Zwecke eine Sammlung veranstalten. Ich werde den Teller sofort herumgehen lassen. Zum Schluß bitte ich Sie einzustimmen in den Ruf: Die Integrität der Presse lebe hoch, hoch, hoch!

Die Versammlung stimmt juchzend in den Ruf ein und beschließt einstimmig dem Antrag Sudermann gemäß. Während immer erneute Ovationen den Dichter und Redner umrauschen, leert sich allmählich der Saal. Als der Teller erscheint, sind nur noch fünf Mann da. Das Ergebnis der Sammlung sind 75 Mark 80 Pfennige. Außerdem liegt ein Couvert auf der Schale, das einen Tausendmarkschein umschließt. Als der edle Geber nennt sich der Kommerzienrat Lechner, der dem Schein gleichzeitig einen Preiscourant für Fettschminken und eine Schilderung der zu erwartenden Herrlichkeiten bei dem Wagnerfest beiliegt; die Schilderung ist mit dem Vermerk versehen: Die verehrten Kollegen werden um Aufnahme in den ihnen zur Verfügung stehenden Blättern gebeten.

Zwei Monate später. Die Scene spielt im Empfangszimmer des Geheimen Kommerzienrats Goldberger.

Goldberger: Na, Meisterchen, Sie bilden so düster. Liegen Sie schlief?

Sudermann: Meine Seele wird zerrissen. Ah! mein Blick windet sich in Schmerzen. O, Herr Geheimer Kommerzienrat: Wenn Sie wüßten!

Goldberger (Mühl, geschäftsmäßig): Wie viel?

Sudermann: O, nicht für mich! Es gilt die Ehre des Presseklubs. 280 Mark und 85 Pfennige hat erst die Sammlung ergeben. Ich wage gar nicht auszurechnen, wie viel da noch bis 25 000 Mark fehlt. Alles kann ich schaffen, nur kein Geld. (Sinkt auf die Kniee.) Helfen Sie uns, Sie Guter, Edler, Großherziger — im Namen der Menschheit.

Goldberger: Na, weil Sie's sind, Meisterchen. Will sehen, was sich machen läßt.

Sudermann: Ich verzehre mich in Dank.

Zwei Tage darauf. In der Villa des Herrn Bankdirektors Romeid.

Goldberger: Ja also, lieber Romeid, die Bande will Ihnen wirklich die 25 000 Mark zurückzahlen.

Romeid: Ist mir gar nicht angenehm. Die Leute können mir bei der Prozeßhose noch nützen, wenn ich natürlich auch ohne sie fertig werde.

Goldberger: Ich kann Ihnen helfen, und es kostet Ihnen nicht einen Pfennig. Die Herren wollen nämlich nur zurückzahlen, aber Sie haben leider kein Geld.

Romeid: Das trifft sich gut. Da bleiben Sie mir verpflichtet.

Goldberger: So können Sie sich noch mehr verpflichten. Geben Sie mir 25 000 Mark — für Rückzahlung des Darlehns an Sie.

Romeid (zwickelt vergnügt): Ich verstehe. Sie sind ein Genie, Goldberger! Hier haben Sie die 25 000 Mark! Auf Wiedersehen!

Mitteilung der Berliner Presse: Mit großer Genugthuung können wir berichten, daß gestern 25 000 Mark, die durch eine freiwillige Sammlung unter den Mitgliedern des Presseklubs zusammengebracht worden sind, an Herrn Romeid gegen Quittung entrichtet worden sind. Damit ist eine unerquickliche Angelegenheit auf eine allseitig befriedigende Weise gelöst worden. Wir beglückwünschen den Presseklub zu diesem Erfolg. —

J o o.

Kleines feuilleton.

— Die Zeitrechnung der Japaner. Höchst lehrreiche und merkwürdige Beobachtungen kann man an dem alten japanischen Kalendersystem machen, das der Engländer Clement in einem Vortrage vor der „Asiatic Society of Japan“ behandelt hat, der in den „Transactions“ dieser Gesellschaft veröffentlicht wurde und nun im Auszuge in dem „American Antiquarian“ wiedergegeben wird. Die „Kölnische Zeitung“ entnimmt daraus folgende Einzelheiten: Die Japaner haben verschiedene Arten der Zeitrechnung, das Sonnen- und das Mondjahr, japanische, chinesische und occidentalische Zeit. Von ihren beiden Kalendern datiert der eine aus dem Jahre 660 v. Chr., der andre wurde bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers eingeführt. Auf den Zeitungen findet man beide nebeneinander angewendet. Im alten Stil wurden die Jahre bezeichnet nach den zwölf Zeichen des chinesischen Tierkreises in Verbindung mit den zehn „Himmelsstämmen“. Diese ergeben sich aus den fünf Elementen (Feuer, Holz, Erde, Wasser, Metall) durch Teilung, wobei der eine Teil das aktive, der andre das passive Element darstellte. So bedeutet der Name des alten Kalenderjahres (Ka-no-To-Ushi): bearbeitetes Metall — Uhs. Letzterer entspricht unserm Tierkreisbild des Stieres. (Die übrigen sind: Ratte, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund, Eber.) Das Mondjahr umfaßt zwölf Monate von abwechselnd 29 und 30 Tagen, so daß nur 355 Jahrestage herauskommen und zur Regulierung in gewissen Jahren ein Schaltmonat zugefügt werden muß. Die Monate werden entweder einfach nach den Zahlen benannt oder mit poetischen Bezeichnungen, z. B. der erste heißt auch Geburtsmonat, der vierte Hasenmonat, der siebente Reisblütenmonat, der neunte Christanthemenmonat usw. Außer den vier Jahreszeiten nahm man auch durch Teilung der Monate 24 verschiedene Abschnitte an, die besonders landwirtschaftlich von Bedeutung waren. So zerfiel der Juli in die beiden Teile „kleine Hitze“ und „große Hitze“, der November in „Wintersanfang“ und „kleiner Schnee“. Daneben besteht noch heute eine andre Einteilung der Monate in je drei Deladen, die man als obere, mittlere und untere Delade bezeichnet, ein System, das auch die Griechen in früherer Zeit sowie die Italiker kannten. Die Woche war im alten Japan unbekannt, während man sie jetzt mit den europäischen Wochentagen eingeführt hat. Die Tage wurden früher nur als Monatstage benannt und zwar nach der obigen, auf dem Sexagesimalsystem beruhenden Benennung mit Hilfe der 12 Tierkreisbilder und der 5 Elemente. An Glücks- und Unglückstagen gab es eine reiche Auswahl: der „Tigerstag“ galt z. B. als unglücklich, der „Sunds-“, „Eber-“ und „Rattentag“ für glücklich. An einem bestimmten Tage jedes Monats durfte man nicht heiraten. Für die Stundenrechnung gab es gleichfalls eine doppelte Benennung; dabei ist zu bemerken, daß die japanische Stunde zwei der unsrigen umfaßt, so daß der Tag und die Nacht in zwölf Stunden zerfielen, und zwar rechnete man von 11 Uhr vormittags bis 11 Uhr abends und von da wieder bis 11 Uhr vor-

mittags. Nach dem einen System benannte man die Stunden mit Zahlen von 9 bis 4 (für Tag und Nacht), also rückwärts: von 11 bis 1 die neunte Stunde, von 1 bis 3 die achte usw. Diese Rückwärtszählung beruht auf einer Art Zahlenspiel, indem man die letzte Zahl des Produktes der Vertiefachung von 9 als Namen bemittelt, also 1.9 = 9, 2.9 = 18, 3.9 = 27 usw., worin die letzten Zahlen ergeben: 9, 8, 7 usw. Die andre Stundenbezeichnung ergab sich aus den 12 Tierkreisbildern, so daß also die 12 Stunden fortlaufend verschieden bezeichnet werden als: Mattenstunde, Ochsenstunde, Tigerstunde usw. Die Nacht (von 7 Uhr abends bis 5 Uhr morgens) wird außer in Stunden auch in fünf Wachen zu je zwei Stunden eingeteilt. Erwähnung verdient noch, daß viele Namen, besonders von Frauen, nach den Tagen benannt sind, an denen sie geboren wurden; so wird von einer Dame mit dem Vornamen Ushi, d. h. Uhs, erzählt, die darum 30 hieß, weil sie zur Ochsenstunde des Ochsentages vom Ochsenmonat im Ochsenjahre geboren war. —

Theater.

Neues Theater: „Die Frau ohne Bedeutung“. Schauspiel in vier Akten von Oskar Wilde. — England hat seinen Sheridan besessen. Nun hat es in Oskar Wilde einen noch viel glänzenderen Satiriker, als jener es war. Litterarische Feinschmecker jenseits des Ärmellanalos wußten dies allerdings schon, bevor Wilde plötzlich von der Höhe seiner künstlerischen und gesellschaftlichen Triumphe hinabgestürzt und zur fürchterlichen Zwangsarbeit des Mühlradtretens als gemeiner Sträfling verdammt wurde. Nicht lange danach, als er das Zuchthaus verlassen hatte, starb er, zum Ueberflus katholisch geworden, gebrochen an Leib- und Seele. Jener Standalprozeß, der damals die ganze Londoner Gesellschaft aufrührte und natürlich auch bis zu uns sein vernehmbares Echo herüberschallte, vermochte doch nicht die dichterischen Schöpfungen dieses eigenartigen funkelnden Geistes zu verdunkeln. Erst recht regte sich nun das Interesse für sie und ihn, sowohl in England selber, trotzdem Wilde dort wohl kaum jemals auf den Bühnen so recht heimisch werden dürfte, als auch in Frankreich und Deutschland. Hier hat sich eine beträchtliche Uebersetzergarde auf seine sämtlichen Werke geworfen. Einzelne seiner Komödien sind im letzten Spieljahr schon an einigen Bühnen zur Aufführung gelangt, ohne allerdings mehr als flüchtig zu fesseln. Die Gründe hierfür liegen bei uns doch wohl weniger darin, daß die Prüden Anstoß nehmen, sondern vielmehr darin, daß wir in Deutschland allzu dürftig mit dem intimen Leben der englischen, speziell Londoner Gesellschaft, die Wilde zur Zielscheibe seiner Verpötlung genommen, vertraut sind. Auch die Eingangs genannte Komödie, welche Freitag zum ersten Male in Deutschland gegeben wurde, wird kaum eine Zugkraft auf die breitere Masse der Theaterbesucher ausüben. Sie ermangelt vor allem des dramatischen Könnens, das erst am Schluß des dritten Aktes merklich einsetzt und im letzten Akte allerdings zu einer teilweisen glanzvollen Wirkung sich steigert. Eine Anzahl von Angehörigen der Londoner Gesellschaft beiderlei Geschlechts treffen wir da beisammen: weibliche und männliche Tartüffe, Puritaner, Genußlüstlinge, Spötter, Uebersättigte, Moralwächter und Moralverächter. Das Planklertema bildet die Frau und die Gesellschaft. Man hört nichts als geistprühende Thesen und Antithesen, geschliffen wie Floretts und geschmeidig wie diese. Sheridans „Kästerschule“ scheint aufzuleben — nur aufgelöst durch den Wiederhall verfeinerter germanisch-französischer Kulturen. Noch immer läßt diese Causerie, dies ganze blühende Wortturnier nicht das leiseste Element einer „Handlung“ aufkommen, obwohl im zweiten Akt in Lord Illingworth diese Ahnung sich zu verdichten beginnt. Ein niederträchtiger Kerl, dieser Lord, die personifizierte Negation aller Sittlichkeit, aller Gesellschaftsbegriffe, aller edleren Menschergattung. Wäre er nicht ein Erzgalunke, dem nichts heilig blieb, man müßte ihn einen Juvenal nennen. So aber ist er eine mephistophelesche „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“. Er zerbrach, was unter seine Hände kam, wie ein Spielzeug. Das Weib ist nie mehr als ein Spielzeug, eine Caprice für ihn gewesen — und so auch die Mutter seines einzigen Sohnes. Mrs. Arbuthnoth gab ihm alles hin: Jugend, Tugend, Liebe und Glaube. Lord Illingworth hatte dafür nichts, als Spott. Ja, es fiel ihm nicht einmal bei, der Frau durch den Heiratsakt die Ehre einer rechtlichen Gattin und hierdurch dem Kinde seinen erblichen Namen zu sichern. Schließlich verließ ihn Mrs. Arbuthnoth. Nun ist der Sohn zwanzig Jahre alt. Da macht Lord Illingworth an ihm seine Rechte geltend. Gerald soll einen Sekretärposten annehmen und ganz nach der Maxime des unbekanntes Vaters leben. Die Mutter wehrt diesem Ansinnen. Das Kind ist ihre ganze Liebe, ihr Heiligstes. Und als Gerald in sie drängt, der „edlen“ Absicht des Lord doch nicht zu widersprechen, da beichtet sie ihre trostlose Jugendliebe. Noch immer aber weiß Gerald nicht, daß Lord Illingworth sein Vater ist. Erst als jener eine im Hause der Mutter lebende junge Amerikanerin bei einem Zusammentreffen durch einen gewaltsamen Stuß beleidigt hat, und das Mädchen schredensbleich ins Zimmer stürzt, da — in dem Moment, wo Gerald den Beleidiger züchtigen will — macht die Mutter dem erregten Sohne die Entdeckung, daß Illingworth sein leiblicher Vater ist. Illingworth verschwindet. Doch kommt er bald zu Mrs. Arbuthnoth. Er will dem Sohne seinen Namen und Reichthum geben, unter der Bedingung, daß jener ihm sechs Monate lang im Jahre überlassen bleibe. Die Frau weist ihn ab. Lord Illingworth versucht es mit Schmeichelworten. Nichts versängt. Er wird cynisch, frech — da verfehlt ihm die beleidigte Frau eine Maulschelle. Die in den Augen des Lord nur immer „eine

„Frau ohne Bedeutung“ war, sie begrabiert den Schurken durch diese Handgreiflichkeit zu einem „Manne ohne Bedeutung“ — der Vorhang fällt, nachdem wir noch zuvor erfahren, daß Gerald und die reiche Amerikanerin ein glückliches Paar geworden sind.

Die durch eine stielichte Ausstattung und Inszenierung unterstützte Darstellung wurde mit lebhafterem Beifall zum Schlusse hin quittiert. Emanuel Reicher imponierte durch seine ruhige Auffassung und Gestaltung der Lordrolle. Rosa Vertens (Mrs. Arbuthnot), Hedwig Wangel (Lady Sunstanton), Lucie Höflisch (Lady Stutfield), Louise Dumont (Mrs. Altonby) und Hedwig Reicher (diese als junge Amerikanerin), endlich Alexander Eckert (Mr. Gerald) boten ihr Bestes. Dennoch bleibt wohl die von Sidore Leo Pavia und Hermann Freiherr v. Teschenberg anscheinend gut übertragene Komödie — Cabiar fürs Durchschnittspublikum. — e. k.

Physiologisches.

— **Psychischer Magensaft.** Wenn das Essen recht „appetitlich“ serviert wird, so schmeckt es einem besonders gut, und wenn Haare in der Suppe schwimmen, so genügt das, um einem den Appetit zu verderben. Schon daraus geht hervor, eine wie wichtige Rolle das psychische Moment bei der Ernährung spielt. Dies hat der russische Physiologe Pawlow durch folgenden Experiment nachgewiesen, von dem „Die Umschau“ berichtet: Er stellte bei einem Hund eine Magen fistel her und führte seine Speiseröhre nach außen. Sobald man dem hungrigen Hund Fleischstücke näherte, floß Magensaft aus der Magen fistel, und diese Absonderung von Magensaft steigerte sich noch erheblich, wenn man dem Hund das Fleisch zu fressen gab. Die Fleischstücke gelangten gar nicht in den Magen, sondern wurden durch die Oeffnung aus der Speiseröhre wieder nach außen entleert. Das gleiche Experiment kann man natürlich am Menschen nicht machen. Daß aber auch beim Menschen der psychische Einfluß eine bedeutende Rolle spielt, hat Wulawitz bewiesen, der seine Resultate kürzlich in der „Gesellschaft der russischen Aerzte“ in St. Petersburg vortrug. Die Versuche bestanden darin, daß der Mageninhalt von gesunden Personen (Krankenwärtern) ausgehebert, dann bei der Versuchsperson durch Geschmacks-, Gesicht- und Gehörsempfindungen der Appetit gereizt, hierauf der Mageninhalt nochmals ausgehebert und der gewonnene Saft untersucht wurde. Diese Experimente haben ergeben, daß der psychische Magensaft etwas über 2 Proz. Salzsäure und eine bedeutende Quantität Pepsin enthält, so daß ihm ein besonders hohes Verdauungsvermögen zukommt; die Qualität und Quantität des psychischen Magen saftes hängt somit von dem Grade der Lust ab. —

Völkerrunde.

— Entgegen der landläufigen Ansicht, daß die Urbevölkerung Nordamerikas wesentlich aus Jäger- und Fischer-völkern bestand, wissen wir jetzt, daß sie sich zum großen Teil von Pflanzenkost nährte und daß viele Stämme Ackerbauer waren. Selbst die nicht ackerbauenden Stämme benutzten wildes Korn, Früchte, Beeren, Wurzeln und andre Pflanzenteile, die oft aufgespeichert und als Zulost zu Fleisch und Fisch genossen wurden. Die wichtigste Nahrungspflanze war der Mais, heimisch in Mittel-mexiko, aber schon in vor-kolumbischer Zeit über den größeren Teil von Amerika als Kulturpflanze verbreitet. Neben ihm tritt unter den unkultivierten, zur menschlichen Nahrung benutzten Pflanzen der Wasserreis auf, der überall in großer Menge an den Ufern der Seen im Innern von Nordamerika gedeiht, wo verschiedene Indianerstämme ihn seit langen Zeiten ernten und aufspeichern, genau so, als brächten sie die Ernte eines kultivierten Getreide-feldes ein. Nur bleibt ihnen das Säen und die Bestellung des Feldes fast erspart, was hier die Natur besorgt. Für die Ent-wicklung des Ackerbaues ist daher der Wasserreis und seine Ernte ein lehrreiches Beispiel. Seit mehreren Jahren hat sich damit Dr. A. C. Jenks beschäftigt, welcher die Ergebnisse seiner Studien, Forschungen und Reisen jetzt in einer Abhandlung „The Wild Rice Gatherers of the Upper Lakes“ veröffentlicht hat. Wie aus der Beschreibung und den Abbildungen hervorgeht, ist die Ernte des wilden Reises eine wohl entwickelte Industrie der Indianer, die in ihrem ritualistischen Leben und ihrer Wirtschaft eine große Rolle spielt. Aber es handelt sich nicht bloß um einfaches Einheimsein; die Ernte muß auch vorbereitet werden, Schutz gegen die Vögel, gegen Stürme, zeitiges Zusammenbinden der Halme und Lehren findet statt, kurz, es ist ein Uebergangsstadium zum eigentlichen Ackerbau. Karten zeigen in der Abhandlung die Verbreitung des Wasserreises; seine Botanik, sowie das Einern mit Booten, das Trocknen, Dreschen, Aufspeichern, die Eigentumsverhältnisse (nach Stämmen und Familien) und die Menge der Erzeugung werden be-handelt. Letztere ist sehr schwankend und die Statistik natürlich un-sicher. Die „Mississippi-bande“ der Chippewa, welche etwas über 2000 Köpfe zählt, erntete z. B. 1866 nicht weniger als 4000 Bushel im Werte von 16 000 Dollar, was als eine sehr gute Ernte galt. Andre weit weniger. Der Nahrungswert ist ganz bedeutend. Jenks sagt: „Der wilde Reis ist die beste Nahrung, welche die Indianer zu sich nehmen. Vereint mit Ahornzucker, Wüffel- und Hirsch-fleisch war ihre Nahrung eine bessere als die einer heutigen amerikani-schen Durchschnittsfamilie. Allerdings war diese Nahrung nur auf eine bestimmte Zeit im Jahre beschränkt.“ Der Algonkinname des wilden Reises ist Manomin (gute Beere), und dieser ist am weitesten verbreitet; andre Stämme haben andre Bezeichnungen, die Franzosen

in Kanada nannten ihn folle avoine, wilder oder toller Hafer. Auf Ortsbezeichnungen ist die Pflanze nicht ohne Einfluß geblieben, wie es in Norddakota ein Riceville, in Michigan ein Menominee County und verschiedene Menomineefälle, Flüsse, Wähe in andren Staaten giebt. Der Name Rice Lake kommt Duzende Male vor. — („Globe“).

Humoristisches.

— Wie der Schulze von Schnappershausen Geld in die Gemeindefasse bringt. Am Ufer des Flusses ist eine leere weiße Tafel aufgestellt. Wenn man sich nun entkleidet, um sich zu baden, und in den Fluß steigt, so liest man auf der Rückseite der Tafel: „Das Baden ist hier bei 10 M. Geldstrafe verboten“, und der Gemeinbediener ist dann auch gleich bei der Hand, um das Geld einzutassieren. —

— Unerhört. „Haben Herr Rat schon das Gesuch des Diurnisten Lupserl um Gehaltsaufbesserung gesehen?“

„Was ist damit?“

„Er behauptet in drüdender Notlage zu sein und —“

„Na, und —?“

„Macht bei seiner Unterschrift ein so lustiges Schweißer!“

„Unerhört!“

— Inschrift an einem Hause.

Erbaut im Jahre 1847
von Franz Maier.
—
Niedergebrannt u. wieder
aufgebaut im Jahre 1867
von Fritz Maier.

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die alte Bidauer Ratschulbücherei ist nunmehr vollständig geordnet. Sie enthält über 20 000 Bände, unter denen sich die seltensten Bücher befinden, so z. B. eine Bibel aus dem Jahre 1450, ein 1480 zu Bamberg erschienenes Rechenbuch, handschriftliche und gedruckte Missalien aus der Reformationszeit, je ein Exemplar der beiden ältesten protestantischen Gesangbücher, Schriftstücke von Luther, Melancthon und anderen Reformatoren und mehrere Bände mit handschriftlichen Dichtungen von Hans Sachs. —

— „Heinrich von Osterdingen“, der erste Teil einer Trilogie „Die Wartburg“ von Fritz Lienhardt, wird Ende Oktober erstmalig im Weimarer Hof-Theater in Scene gehen. —

— R. v. d. Grubens dreitägiges Schauspiel „Der Rechts-anwalt“ wurde bei der Erstaufführung im Casseler Hof-Theater beifällig aufgenommen. —

— „Die Redaltrice“, ein Schauspiel von Hans Bauer, ist vom Hamburger Thalia-Theater zur Aufführung an-genommen worden. —

— J. Wiegands sociales Drama „Macht“ wird in diesem Winter in Meiningen, Bremen und Kiel aufgeführt werden. —

— „Der Prinzregent“, eine Operette von Jean Gilbert, Text von Hans Forsten, erlebt kommenden Sonntag im Hamburger Carl Schulze-Theater die Erst-aufführung. —

— Die Symphonie-Abende der königl. Kapelle (Dirigent Felix Weingartner) werden in diesem Winter u. a. die Erstaufführung eines Berliozschen Werkes bringen. —

— Die erste Ausstellung im Künstlerhause (Wellebuestraße 3) wird 79 Werke von Adolf Menzel ent-halten. —

— Professor Dibrich wird Ende September in Darmstadt eine Ausstellung seiner neuen Arbeiten und Entwürfe ver-anstalten. —

— Ein Freiigrath-Denkmal soll 1904 in Unkel a. Rh. errichtet werden. —

— Der dritte internationale Mathematiker-Kongreß wird vom 8. bis 13. August 1904 in Heidelberg tagen. —

t. Eine neue Riesenbrücke wird demnächst die Halbinsel Krim in der Nähe von Kartsch mit dem Festlande verbinden. Die Breite der Meeresstraße beträgt an den für die Brücke am besten geeigneten Punkten 2 1/2 Werst (rund 2400 Meter), und die Kosten des Brückenbaues werden auf 7 Millionen Rubel (etwa 15 Millionen Mark) veranschlagt. —